

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Der Volksfreund. 1901-1932 1905

17 (20.1.1905)

Der Volksfreund

Tageszeitung für das werktätige Volk Badens.

Ausgabe täglich mit Ausnahme Sonntags und der gesetzlichen Feiertage. — Abonnementspreis: ins Haus durch Träger zugestellt, monatlich 70 Pfg., vierteljährlich M. 2.10. In der Expedition und den Abgaben abgeholt, monatlich 60 Pfg. Bei der Post bestellt und dort abgeholt M. 2.10, durch den Briefträger ins Haus gebracht M. 2.52 vierteljährlich.

Redaktion und Expedition:
Luisenstraße 24.
Telefon: Nr. 128. — Postzeitungsliste: Nr. 8144.
Sprechstunden der Redaktion: 12—1 Uhr mittags.
Redaktionschluss: 1/2 10 Uhr vormittags.

Inserate: die einseitige, kleine Zeile, oder deren Raum 20 Pfg., Lokal-Inserate billiger. Bei größeren Anzeigen Rabatt. — Schluss der Annahme von Inseraten für nächste Nummer vormittags 1/2 9 Uhr. Größere Inserate müssen tags zuvor, spätestens 3 Uhr nachmittags, aufgegeben sein. — Geschäftsstunden der Expedition: vormittags 1/2 8—1 Uhr und nachmittags von 2—1/2 7 Uhr.

Nr. 17.

Karlsruhe, Freitag den 20. Januar 1905.

25. Jahrgang.

Arbeiter!

Mehr als 200 000 Bergarbeiter stehen im Streik. Gewaltige Summen sind erforderlich, um den aufgezwungenen Kampf zu ermöglichen. Gehe jeder so schnell und so viel er kann. Sammelt wo sich irgendwie Gelegenheit dazu bietet und liefert das Geld sofort an die Sammelstellen ab. Der Kampf der Bergarbeiter ist zugleich **Euer Kampf**; ihr Sieg ist auch **Euer Sieg**! Darum bezeugt Eure **Solidarität**.

Das schwarze Reich.

Ein Denkwort zum Bergarbeiterstreik.

Alfred R. Wallace, der berühmte Mitbegründer der Evolutionslehre, sagt in seinem neuesten kürzlich erschienenen Werke: „Des Menschen Stellung im Weltall“ (Berlin, Deutsches Verlags-Haus Vita), (Deutsch von F. Heinemann) folgendes (Seite 234—33):

„Die Wollen sind nicht nur dadurch segensreich, daß sie Regen erzeugen und die Erde beständig Sonnenstrahlen abwidern, sondern sie sind auch zur Wirkung gewisser chemischer Zusammenhänge notwendig, die sich im Pflanzenreich vollziehen und für das gesamte Tierreich von der höchsten Wichtigkeit sind. Soweit es uns bekannt ist, könnte auf der Erde tierisches Leben nicht ohne diese Quelle des Sauerstoffes bestehen und infolgedessen auch nicht ohne Wollen und Wolle, und wie wir uns eben überzeugen haben, hängt deren Auftreten wieder hauptsächlich von dem richtigen Verhältnis des Sauerstoffes in der Atmosphäre ab.“

Dieses richtige Verhältnis des Sauerstoffes wird jederzeit aber wieder durch die Vulkankraft und die Wälder geschaffen und durch erhalten und seine gleichmäßige Verteilung und beständige Gegenwart in der Luft hängt wiederum von der Dichtigkeit der Atmosphäre ab. Diese Dichtigkeit ist von zwei anderen Umständen abhängig, der Schwerkraft, die der Masse des Planeten entspricht, und der absoluten Menge freier Gase, aus denen die Atmosphäre besteht.“

Wir überzeugen uns also, daß jener unsichtbare Ocean von Luft, in dem wir leben und der für uns so ausschlaggebend ist, daß unser Leben ohne ihn sofort vernichtet würde, auch viele andere segensreiche Wirkungen ausübt, auf die wir gewöhnlich wenig achten, höchstens ausnahmsweise zu Zeiten von Sturm oder Orkan, von übergroßer Hitze oder Kälte; dann kommt es uns wohl zum Bewußtsein, wie außerordentlich zart das Gleichgewicht jener Bedingungen ist, von denen unsere Wohlfahrt und auch unser Leben abhängt.“

Schon der kurze Lebenslauf aber, den ich hier zu geben verlohnt habe, belehrt uns, daß die Atmosphäre tatsächlich ein außerordentlich kompliziertes Werkzeug ist, ein wunderbares Gerät, das wir mit seinen verschiedenen Bestandteilen an Gasen, seiner Tätigkeit und Reaktion auf Wasser und Land, seiner Erzeugung elektrischer Entladungen und seiner Fähigkeit, die Elemente zu liefern, aus denen der ganze Aufbau des organischen Lebens erfolgt und beständig erneuert wird, tatsächlich als die wahre Quelle und Grundlage des Lebens selbst anzusehen ist. Dies geht nicht nur aus unserer vollkommenen Abhängigkeit von ihm hervor. Einer Abhängigkeit, die jede Minute über unser Leben oder unseren Tod entscheidet, sondern die auch aus den schrecklichen Wirkungen, die auch nur eine leichtere momentane Verunreinigung des Elementes der Luft auf unsere Lebenskräfte ausübt, und doch finden wir gerade bei den Nationen, die an der Spitze der Zivilisation zu schreiten behaupten, jene, die da glauben, in der

kenntnis des Naturgesetzes zu handeln, jene, die sich des größten Fortschritts in der Wissenschaft rühmen, gerade bei ihnen die größte Gleichgültigkeit, die größte Sorglosigkeit gegenüber allen Verunreinigungen dieses wichtigsten Lebenselements; diese größte Sorglosigkeit geht so weit, daß sie gleichgültig zusehen, wie die Gesundheit des größten Teiles ihrer Bevölkerung geschädigt, daß deren Lebenskraft herabgemindert wird, durch Zustände, unter deren Zwang sie genötigt sind, mehr oder minder verdorbene und unreine Luft während des größten Teiles ihres Lebens einzatmen. Feigen dieser verbrecherischen Gleichgültigkeit, dieser ungläublichen Sorglosigkeit und Unmenschlichkeit sind die mächtigen immer stärker anwachsenden Städte, die großen Fabriklager, die ihren Rauch und die vergifteten Gase gegen den Himmel ausspeien, die zusammengebrängten Wohnungstätten, wo Millionen ihr Leben unter den hygienischsten Bedingungen gezwungener Weise verbringen.“

Während der ganzen letzten fünfzig Jahre haben wir die unvermeidlichen Ergebnisse solcher Lebensbedingungen kennen lernen müssen, und trotzdem ist bis auf den heutigen Tag nichts von Bedeutung dagegen geschehen, und nichts im Werden. In diesem schönen Land ist Raum genug und weit mehr als erforderlich reine Luft für jeden Menschen, der dort lebt, vorhanden.“

Trotzdem widmen unsere wohlhabenden gebildeten Kreise, unsere Regierungen und unsere Geistesmänner, unsere Religionslehrer und unsere Männer der Wissenschaft, ihr Leben und ihre Tatkraft allen anderen Erscheinungen, nur nicht dieser, und doch ist dieses gerade die einzige, ganz große unumgängliche Lebensfrage für die Gesundheit und Wohlfahrt des Volkes. Und ihr sollte alles andere vorläufig untergeordnet werden. Solange dafür nicht gesorgt ist, und zwar durchaus gründlich und vollkommen gesorgt ist, so lange ist unsere Religion Stückwerk, und unser Politik weniger als nichts, etwas abstrakt Verächtliches, ja sie steht noch unter dem Werte dessen, was man verachtet.“

Bei der Betrachtung der wunderbaren Atmosphäre in ihren mannigfaltigen Beziehungen zum menschlichen Leben überhaupt hat sich dieser Gedanke für die Kinder und für die belebte Menschheit meinem Herzen entzogen. Sollte sich wirklich keine Gemeinschaft von Männern und Frauen zusammenfinden wollen, die nicht eher Ruhe gibt, bis dieses schreiende Lebel abgedrückt ist und bis zum Behut aller Lebel, die uns jetzt quälen, zugleich mit ihm verschwunden sind? Diesen Ziele muß also andere nachgehen. In diesem Kriege gegen Schmutz, Krankheit und Elend darf es gerade wie in einem Eroberungs- oder Angriffskriege, wo der Sieger alles vor sich niederwirft, wo das Privatrecht unter dem erklärten öffentlichen Wohl zurücktreten hat, weder Privatinteressen noch verbrüderter Recht geben, — nur dann, aber dann auch sicher, werden wir sagen. Dieses Evangelium ist es, was man jetzt predigen sollte, bis die Wälder darauf hören und sich überzeugen, dies sei unser Kriegsruf: Reine Luft und reines Wasser für jeden Bewohner des Reiches. Gebt eure Stimme für niemand ab, der sagt, es ist unmöglich, Stimme nur für den, der sagt, es muß geschaffen werden. Es mag fünf, oder es mag zehn, oder es mag zwanzig Jahre dauern, aber alle Kleinlichen Verbesserungen, alles Reformstückwerk muß aufgeschoben werden, bis diese Grundreform durchgeführt worden ist. Erst dann, wenn wir unter Volk in den Stand gesetzt haben werden, reine Luft zu atmen und reines Wasser zu trinken, sich von einfacher Nahrung zu ernähren und unter gesunden Bedingungen zu arbeiten, sich zu erheben und zu ruhen, werden wir in den Stand gesetzt, und zwar zum erstenmal, darüber zu entscheiden, welche anderen Reformen notwendig sind.“

Gedenkt wir doch dessen, daß wir Anspruch darauf haben, ein Volk von höchster Kultur, vorgeschrittenster Wissenschaft, größter Menschlichkeit und größten Reichthums zu sein. Da sollten wir uns schämen, zu sagen, wir sind außer Stande, die Dinge so einzurichten, daß unser Volk unverbundene und unergiftete Luft einatmet.“

Politische Uebersicht.

Der Indemnitätshandel.

Die Indemnitätshändler, die bürgerlichen Parteien in der Budgetkommission des Reichstags aufzuführen, schien gut, solange sie nur zu sein schienen. Aber die Helden vom Zentrum kennen kein Maß und Ziel: sie spielten das Stück aus dem Stegreif weiter und begannen, langweilig zu werden.

Die Regierung hat, wie es eben ihre Art ist, zur Verheimlichung des Baues der Tabakbahn M. 17 500 000 M. an die Privatfirma Koppel bestellt und mit ihr einen Vertrag geschlossen, wonach die Gesellschaft für jeden Tag der Verfertigung ihrer Arbeiter 2500 M. zahlen muß, also wie Herr Koppel, als tüchtiger Geschäftsmann gleich tüchtig ausrechnete, nach einem Jahre, ohne etwas getan zu haben, 800 000 M. einlecken kann. Der Vertrag ist ein Standaß, daß er ohne Zustimmung des Reichstags geschlossen wurde, ist erst recht ein Standaß. Nun hätte Herr Stibel der Kolonialdirektor, um die berühmte Indemnität. Der Reichstag könnte doch nicht so unheimlich sein. Die Reichstags hätte unter allen Umständen einvernehmlich den Vertrag zu widerrufen. Nach längerer Debatte beschloß die Kommission auf Antrag des Genossen Siedel, die Vorlegung des Vertrages zu fordern und einzuwickeln die Beratung über diesen Punkt zu vertagen.

Herr Bachem vom Zentrum hat diesen Fall einen „Schulfall“ genannt, und der konservative Frhr. v. Richthofen hat ihm beigegeben. Der Reichstag hätte unter allen Umständen einvernehmlich werden müssen. Wie soll sich aber der „Schulfall“ weiter entwickeln? Der Reichstag kann diesen Teil des südwestafrikanischen Nachtragsetzes ablehnen; der Reichstag hätte dann diejenigen Reichsbeamten persönlich, die den Vertrag ohne hinreichende Vollmacht abgeschlossen haben. Nun kann man Laufend gegen Eins werben, daß die Firma Koppel in solchem Falle nicht zur Kapitalfindung der Beamten schreiten würde. Bei den höchsten Beziehungen

die zwischen interessierten Privatgesellschaften und den Reichsbeamten bestehen, ist es klar, daß die Firma lieber ihre Beute fahren lassen würde. Damit aber wäre der „Schulfall“ auf ein Gebiet hinübergeleitet, das für die Öffentlichkeit sehr geringes Interesse hat. Herr Stibel verzieht die Sachlage total, wenn er so tut, als ob es sich einzig und allein um die Bewilligung oder Nichtbewilligung bestimmter Geldsummen handeln würde. Man darf doch nicht vergessen, daß es sich in diesem Schulfall um die Erteilung der „Indemnität“ handelt, d. h. um die Frage, ob dem verantwortlichen Kanzler für sein unverantwortliches Tun „Straflosigkeit“ gewährt werden soll, oder nicht. Verweigert der Reichstag die Indemnität, so spricht er damit aus, daß die Regierung Dinge begangen habe, die nicht zu verzeihen seien; wenn er dafür auch nicht, wie andere Parlamente, die Regierung in einen förmlichen Anklagezustand verlegen kann, so kann er eine solche Regierung doch auf keinen Fall mehr an der Spitze des Reiches dulden.

In einem parlamentarisch regierten Lande würde demnach der „Schulfall“ folgende Lösung finden: Entweder das Parlament würde die Regierung beden und ihr Indemnität bewilligen, oder aber es würde die Indemnität verweigern und dann hätte die Regierung nichts weiter zu tun, als ihre Demission zu geben.

In Deutschland aber denkt man an solche Konsequenzen gar nicht: In Deutschland erscheinen und verschwinden die Kanzler — aus der Verfassung, in die Verfassung — ohne daß der Reichstag das Geringste dreinzureden hat. Solange dieser Zustand besteht, bleibt alles Indemnitätsgerede ein Spiel mit leeren Worten.

Zu einer zweiten „Indemnität“-Forderung — 200 000 M. für den Bau einer Bahn von Windhof nach Neuhof — haben sowohl das Zentrum als auch die Nationalliberalen ihren ablehnenden Standpunkt befestigt. Es ist also anzunehmen, daß diese Forderung bei der Abstimmung in der Kommission wirklich abgelehnt werden wird. Daß der Reichstag in solcher Hartnäckigkeit verharren werde, ist allerdings nicht anzunehmen. Denn da, wie wir nachgewiesen haben, die wirklich notwendigen Konsequenzen einer solchen Ablehnung, dank der gewollten Ohnmacht des Reichstags, gar nicht eintriften können, muß sich irgend ein anderer Ausweg finden lassen. Ein „Kolonialkonflikt“ nach Muster des preussischen Militärkonflikts ist auf keinen Fall zu erwarten. Deutzutage kommt es nicht einmal mehr so weit!

Der Trosttruf gegen die Arbeiter.

Bürgerliche Berliner Abendblätter wußten zu melden, daß die Bechenbestzer Vertreter gewährt hätten, die an der gemeinsamen Verhandlung mit der Regierung und den Arbeitervertretern teilnehmen wollten.

Dagegen wurde in späterer Stunde Mittwoch Abend nach Berlin gemeldet, daß der Bergbauverein die gemeinsame Verhandlung mit der Regierung und den Arbeitervertretern abgelehnt habe.

Die Bechenbarone verharren also in ihrer prolig ablehnenden Haltung und treiben damit die Pro-

Der Prinzipienreiter.

Eine Geschichte aus dem Jahre 1848.
Von Wilhelm Vlos.

(Fortsetzung.)

„Kluchend sandte der Fürst nach dem Stellvertreter, allein dieser hatte gestern seinen Geburtstag gefeiert und war mit einem solchen Staunensamer befaßt, daß er sich krank melden mußte. Es konnte sonach nicht sogleich etwas unternommen werden und währenddem zogen die Bauern von Grimmlsbach auf der großen Landstraße heran. Im Laufe des Nachmittags mußten sie eintreffen. Dr. Haazopf ging schließlich aus und ein im Schlosse. Um die Mittagsstunde traf auch endlich das hochwohlwühlende Stadtoberhaupt mit der Hofsoldat ein, das jedoch ein Feuerreiter den Anmarsch einer großen Kolonne von Bauern, die aber fast nur mit Säcken bewaffnet seien, gemeldet habe.“

„Nun man das Gefindel nicht mit Feuerprisen auseinander treiben?“ fragte der Fürst.

„Unser einzige Feuerpreis ist schadhast geworden und befindet sich in der Reparatur!“ bemerkte das Stadtoberhaupt.

Der Fürst warf einen Blick voll Verzweiflung nach oben — da trat Lolo ein und hüpfte leichtfüßig vor den Fürsten. Dieser, finsternen Antlitzes, machte eine ablehnende Gendbewegung.

„Was gibt's denn?“ fragte sie erlautet, und Dr. Haazopf setzte ihr die neue Verlegenheit auseinander.

„Ach, immer noch die verfluchte Revolution!“ sagte sie. „Und nun kommen auch noch die Panernimittel, die unser schönes Schloßchen verbrannt haben. Blaue Bohnen sind ein gutes Mittel dagegen.“

„Wir haben für den Augenblick kein Militär zur Verfügung.“ sagte Dr. Haazopf resigniert.

„Ein schöner Staat!“ lachte Lolo leichtfertig.

„Ja, ein schöner Staat!“ sprach trostlos der Fürst.

„Ich weiß einen anderen Rat.“ sprach Lolo. „Kräftigt die Bauern mit Bier und Bratwürsten und gebt ihnen einige gute Worte; dann gehen sie wieder heim.“

Dr. Haazopf und der Bürgermeister sprangen auf. „Vortrefflicher Gedanke!“ riefen beide.

„Aber dann fangen und brennen mit der Schlingel auf dem Lande weiter,“ warf der Fürst ein.

„Bis dahin wird endlich Militär zur Verfügung stehen und dann kommen die blauen Bohnen.“

„Lolo! Verle! Staatsweisheit!“ rief Sere-nissimus entzückt und küßte seiner Gegeria die Hand. Das Stadtoberhaupt eilte, die Vorbereitungen zum Empfang und zur Bewirtung der Bauern zu treffen.

Während Haazopf für den äußersten Fall, wie er sagte, eine Anzahl bewaffneter Jäger und Jägerburken, Latzin und Gärtnere darat hielt und das wenige Militär sich auf der Schloßwache einsand, erblühte man vom Kirchturn auf der großen Landstraße eine lange schwarze Linie, die sich wie eine ungeheure Schlange gegen die Stadt herabbewegte. Das waren die Bauern. Es mochten ihrer gegen zwei Tausend sein; unterwegs war fortwährend Zulauß gekommen.

Als sie am Stadttor anlangten, fanden sie das würdige Stadtoberhaupt im Kreise der Gemeinderäte. Der Zug hielt still und der Bürgermeister fragte freundlich nach dem Begeh der Bauern.

Der alte Hinterhofbauer, im Sonntagsstaat und auf seinen Stod gelehrt, trat vor.

„Wir suchen unser Recht beim allergnädigsten Landesherren.“ sagte er.

„Das wird euch auch sicherlich werden.“ antwortete der Stadtvorstand. „Wir sind immer für das Recht. Aber ihr werdet müde und hungrig sein.“

„Ja, ja!“ scholl es aus dem Haufen.

„Die Stadt,“ fuhr der Bürgermeister fort, „wird euch bewirten, zum Zeichen dessen, daß Stadt und Land einig sind im Kampf ums Recht.“

Der Hinterhofbauer fragte sich verlegen hinter dem Ohr, dann in tieferer:

„Wir sollten doch lieber erst vor das Schloß

ziehen und die Sache mit den Feudalrechten in Ordnung bringen.“

„Ihr werdet doch einen Imbiß und einen Schluck Bier nicht verweigern.“ entgegnete der Bürgermeister, und damit hatte er es bei der Masse der Bauern ganz entschieden gewonnen. Umsonst betonten noch einige alte Bauern, man solle keine Beschäfte erst abmachen — der ganze Schwarm folgte jubelnd dem Bürgermeister auf den Marktplatz, wo Tische und Bänke aufgestellt waren und wo man Bier und Bratwürste haben konnte, so viel man wollte.“

Das war ein Fest für die armen Bäuerlein, denen die abeligen Schnappphäre seit Menschengedenken jeden guten Wissen hinweggeschraubt hatten und die sich oft mit trockenem Brot und trockenem Kartoffeln hatten begnügen müssen.

Was war doch der alte Hinterhofbauer für ein dummes Kerl! Das Bier und die Bratwürste, alles umsonst, das war doch das Beste, was man bis jetzt von der ganzen Revolution hatte! Nein, da ließ man sich nicht zurückhalten. Zum Fürstentum man nachher noch gehen.

Ein einziges Sammaufen und Bechen ging los; behäbige Bürger kamen und tranken mit den Bauern und waren ein Herz und eine Seele mit ihnen und gegen Abend dachten die Bauern nicht mehr an den Fürsten. Viele lagen betrunken auf dem Markte, die anderen zechten und schmauseten eifrig weiter.

Es begann zu dunkeln und die Bauern zogen sich nach und nach in die Wirtshäuser zurück, wo sie von den „guten Bürgern“ freigehalten wurden. Währenddessen traten in einem Hinterhof des Galtshofes „zum Ritter“ eine Anzahl Männer zusammen, die den „besseren Ständen“ angehörten. Der Bürgermeister, der Ministerialsekretär Kagenmayer, der Hofbankier Mölling, der uns schon bekannte Kunstmäcen Zwillingmeyer und andere Leute von „Bildung und Besitz“ erschienen hier.

„Doktor Haazopf ist ganz mit Ihnen einverstanden,“ sagte der buckelige Ministerialsekretär. „Die Kaffern müssen so bald als möglich hinaus; sie bringen sonst die Stadt in Aufruhr.“

„Aber wie!“ sagte Zwillingmeyer ängstlich.

„Ich habe schon eine Anzahl von Leierwagen in Bereitschaft gestellt,“ sagte der Bürgermeister. „Auf diesen werden die Besseren nach Hause gefahren. Den anderen, die noch nichtern sind, wird heute Abend verhängt, der Fürst werde ihre Forderungen in Erwägung ziehen und das Vorgefallene solle vergessen sein.“

„Aber werden die Bauern dann ruhig bleiben?“ warf Mölling ein.

„In der Nacht kommt Militär. Wenn die Kaffern oder das städtische Gefindel dann morgen revolvieren wollen, so wird man ihnen mit blauen Bohnen schon wieder die nötige Vernunft beibringen. Die Aufheber und die Wühler unter den verdamnten Demokraten aber wird man dann am Schopfe nehmen und nach Gebühre bestrafen.“

„So hatte der Ministerialsekretär Kagenmayer mit der ganzen Zuversicht des künftigen Staatsmannes gesprochen.“

Man verpflichtete sich, aber die Veranlassung von Militär zu schweigen, dagegen unter den Bauern eifrig zu wirken, ihnen die Abschaffung der Feudalrechten als sicher darzustellen und sie so zur Heimkehr zu bewegen.

Zur selben Zeit begannen die Bürger nach dem Gasthaus „zum schwarzen Bären“ zu strömen, wo die Deputation, die vormittags beim Fürsten gewesen, Bericht erstatten sollte. Der geräumige Saal füllte sich früh, Bürger, Handwerksmeister und Handwerker, Bauern und Bauern, unter den letzteren viele Betrunkene und Angetrunkene, fanden sich zahlreich ein.

Die Versammlung war anfangs ziemlich ruhig. Behäbige Bürger traten auf und erklärten, daß Sere-nissimus die Forderungen des Volkes freundlich aufgenommen und das bestimmte Versprechen gegeben habe, sie in Erwägung zu ziehen. Es konnte gar nicht fehlen, sagte der Hauptredner, man müsse nur dem angekommenen Landesherren zu seinen hochherzigen Entschlüssen einige Zeit lassen.

(Fortsetzung folgt.)

